



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Das Handwerk im Alterthume. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

„Stände wollen beschließen, daß man die Landesherren ersuchen wolle, die nothwendigen Schritte zu thun, um den mecklenburgischen Staaten eine Repräsentativverfassung zu verleihen.“

Damit ist der richtige Anfang zum wünschenswerthen Ziele gemacht. Der nächste Landtag wird diesen Antrag, welchem sich ohne Zweifel noch mehrere Landstände anschließen werden, zu berathen haben. Ganz sicher wird derselbe für diesmal und vielleicht noch auf längere Zeit eine Zurückweisung von Seiten seiner compacteren und besser geleiteten Gegner erfahren. Das schadet aber nichts, wird vielmehr die Zahl seiner Anhänger stärken. — Möge die obige Auseinandersetzung eine Mahnung zum kräftigen Zusammenstehn und zum Beharren auf dem eingeschlagenen Wege sein! 2.

Das Handwerk im Alterthume.

2.

Der Ausgang des peloponnesischen Krieges mag manchem Athener die Augen geöffnet haben über das Gitle menschlicher Berechnung; trotzdem konnte man sich zur Rückkehr auf den Weg, der allein zum Heile führen konnte, nicht entschließen. Oder sollte etwa das Volk der Geldspenden entsagen, um sie zur Ausrüstung der Flotte oder eines Bürgerheeres zu verwenden? Gab es nicht Söldner, Banausen, die den Krieg recht eigentlich als Handwerk betrieben? Sollte man gar auf den Genuß verzichten, sich im Theater amüsiren und den Pomp der Festzüge anstaunen zu können. Was war es auch um den Verlust von Potidäa und Amphipolis und um die Ehre, die man preisgegeben, so lange der Friede des Philokrates diesem souveränen Volke die Fortdauer der gewohnten Bequemlichkeiten verbürgte? Mochte doch Demosthenes eifern und zum Anspannen aller Kräfte mahnen; hatte er recht schön geeifert und sah man das ein, so belohnte man ihn mit einem goldnen Kranze und war mit sich zufrieden, daß man großes Verdienst großartig anerkannt hatte. Auf eine Aenderung der Lebensweise hatte dies keinen Einfluß. Die Anstrengungen von Chäroneia und von Krannon waren vergeblich: sie kamen zu spät und ermangelten durchgreifender Energie und Wachsamkeit. Für ein solches Geschlecht dünkt uns die makedonische Herrschaft ein Segen.

Man konnte und man wollte nicht mehr arbeiten. Hatte doch Socrates gelehrt, daß die Schmiede, Zimmerleute, Schuster, wie großes Geschick in ihrem Gewerbe sie auch besitzen möchten, nichts destoweniger Sklavenseelen hätten und nicht wüßten, was schön, gut und gerecht sei. Hochherzigkeit und edle Gesinnung suche man bei ihnen vergeblich. Aehnlich urtheilt Plato über die Handwerker: in seinem idealen Staate wird den Gewerbetreibenden eine sehr gedrückte Stellung zugewiesen, und auch bei Aristoteles unterscheiden sich die Techniten oder Banaußen und Tagelöhner von den Sklaven nur dadurch, daß diese Einem, jene hingegen Jedermann dienen. Denn durch die Handarbeit, meint der gelehrte Stagirit, würden Geist und Körper abgestumpft und rohe ungeschlachte Leute geschaffen: sie würdige den Freien herab, und daher dürfe weder der gute Staatsmann noch der gute Bürger sich mit ihr befassen. Hätten die hellenischen Philosophen geahnt, daß etwa zweitausend Jahre später grade unter denen, die sich der Fertigung von Schuhwerk befleißigen, einige sehr bedeutende Geister aufstehen würden, von denen einer, ein Sohn der deutschen Stadt Nürnberg, sich als Poet keinen kleinen Ruhm erwarb, während ein anderer, der görliger Schuster, noch den bedeutendsten Weisheitslehrern unsers Jahrhunderts Achtung abnöthigte; ich glaube, sie würden wenigstens von den Schustern nicht gesagt haben, daß ihnen der Sinn für das Schöne, Gute und Gerechte fehle. Doch jene Männer waren Hellenen, und wir können es nur natürlich finden, daß sie ihre hellenische Denkart auch in ihren Philosophemen nicht verleugneten, die Niedrigkeit des Handwerks gewissermaßen a priori zu construiren suchten. Gleichwol fragen wir verwundert, wie es kam, daß auch diese Banaußen ohne höhern Sinn sich nach den Theatern drängten, wie sie Geschmack finden konnten an den tiefen und dunkeln Chorgesängen äschyleischer Dramen oder an der moralisirenden Tragödie des Euripides, die selbst Leuten, die man nicht grade roh und ungeschlacht nennen wird, mitunter langweilig erschienen ist. Oder sollte etwa Sophokles nur für die drei obersten Schätzungsclassen gedichtet haben, ähnlich wie jene *Arbuscula* des Horaz für ihre mimischen Darstellungskünste nur auf den Beifall der römischen Ritterschaft rechnete? Wir glauben gern, daß Sokrates und seine Schüler ihre Zeitgenossen besser zu beurtheilen verstanden, als wir es heute verstehen, aber es will uns fast bedünken, daß ihr Urtheil härter war als billig.

Es ist leicht begreiflich, daß unter diesen Umständen es dem freien, ehrenwerthen Athener außerordentlich erschwert wurde, sich trotz der Vortheile, die er als Bürger den Schutzverwandten und Sklaven gegenüber hatte, zur Betreibung eines Handwerks zu entschließen. Allerdings war er von der nicht eben sehr hohen Kopfsteuer, welche die Metöken und Sklaven oder für letztere deren Herrn an den Staat zu zahlen hatten, befreit; ebenso wurde von ihm eine Gewerbesteuer, wie sie wenigstens die Schutzverwandten und vermuthlich

auch die nicht geringe Zahl der Freigelassenen entrichteten, nicht verlangt, und von einer zunftmäßigen Gebundenheit des Handwerkerstandes endlich finden wir in Griechenland nirgends sichere Spuren. Denn wenn Herr von Cassagnac in seiner Geschichte der arbeitenden Classen die Existenz von Zünften mit bestimmten Privilegien in ähnlicher Weise, wie sich im Mittelalter ein zünftiger Gewerzbetrieb ausgebildet hatte, zu behaupten und auf die solonische Verfassung oder gar auf die mythische Zeit des Theseus zurückzuführen scheint, so dürfte diese wie manche andre Behauptung des genannten Herrn sich schwerlich tiefer begründen lassen, als auf eine lebhafte Einbildungskraft und eine forcirte Auffassung der Verhältnisse des Alterthums. Die Hetärien sind geschlossene Vereine ganz andrer Art: schon das Zusammenleben und Zusammenarbeiten von Freien und Halbfreien, noch mehr aber die Beschäftigung einer so großen Anzahl von Sklaven konnte der Entwicklung von Zünften, die bekanntlich sich weder über Nacht bilden, noch auch über Nacht sich auflösen lassen, günstig sein. Nicht einmal das Bestehn irgend welcher Handwerks-genossenschaften, mag ihr Zusammenhang auch ein noch so loser gewesen sein, läßt sich nachweisen; wenigstens muß, wenn in früherer Zeit solche wirklich existirten, der oft sehr großartige Fabrikbetrieb wohlhabender Sklavenbesitzer zerstörend auf sie gewirkt haben, wie in gleicher Weise die dreifache Gliederung des modernen Handwerkerstandes in Meister, Gesellen und Lehrburschen durch die Sklaverei von selbst ausgeschlossen ist.

Allein auch die ausgedehnteste Gewerbefreiheit konnte den ärmern Bürger nicht in den Stand setzen, die Concurrenz der Schutzverwandten, die ihre ganze Thätigkeit ihrem Handwerke widmen konnten, und der großen Fabrikherrn auszuhalten. Sie mußte im Gegentheil, wie sie dem Interesse dieser förderlich war, nachtheilige Folgen für jene haben, und wenn selbst in unsern Tagen die Vertreter deutschen Gewerbes auf einem deutschen Handwerkertage in der Metropole deutscher Bildung mit unverholner Begeisterung von den Segnungen des Zunftzwangs gesprochen haben, so mochte dem kleinen griechischen Bürger der Mangel innungsmäßiger Privilegien wol zuweilen einen Stoßseufzer auspressen, wenn uns auch mit Ausnahme der oben erwähnten Klagen der Phoker gegen Mnason weiter keine positiven Berichte hierüber erhalten sind. Zugleich in der Werkstätte und für das Staatswohl zu arbeiten ging nicht gut an, und selbst wenn es ein betriebsamer Bürger ermöglicht hatte, so mußte er erwarten, daß bei den nächsten Dionysien ihn ebenso der Spott eines Komödiendichters traf, wie den Reiteroberst Diitrephes, weil er früher Flaschenkörbe geflochten, oder den Kleon und dessen Genossen und Erben in der Demagogie Hyperbolos, trotzdem daß der erstere wol schwerlich jemals viel Häute gegerbt und der letztere gewiß nicht oft bei der Fertigung von Lampen selbst Hand angelegt hatte.

Und was von Athen galt, dürfen wir für ganz Griechenland im Allgemeinen als maßgebend ansehen. Die banause Thätigkeit ward von den freien Bürgern möglichst gemieden. In Theben wurde durch ein Gesetz, nach welchem jeder von Staatsämtern ausgeschlossen war, der sich nicht zehn Jahre aller Gewerbe enthalten hatte, das Handwerk indirect den Unfreien und Fremden überwiesen, und in Thespia verlor der Freigeborne, der sich etwa damit beschäftigte, die Achtung seiner Mitbürger. Die Argiver scheinen in der Steinmeh- und Zimmerarbeit so wenig Erfahrung besessen zu haben, daß sie zum Bau ihrer langen Mauern Arbeiter von Athen beriefen; die weichlichen Sybariten gingen sogar so weit, daß sie Schmiede und andre, deren Arbeit Geräusch verursachte, nicht innerhalb der Thore ihrer Stadt dulden wollten. In Athen beantragte Diophantos, in Nachbildung, wie es scheint, der oben erwähnten epidamnischen Einrichtung, daß der Staat zur Beschaffung aller Handwerksarbeiten für öffentliche Zwecke nur Sklaven verwenden sollte, welcher Antrag indeß als dem Geiste der solonischen Gesetzgebung gar zu sehr widersprechend abgelehnt wurde, wie denn überhaupt der athenische Fiscus, der Sklaven genug besaß, dieselben wol als Gensdarmen oder Polizeisoldaten, als Ausrufer, Schreiber, Büttel, Gefangenwärter, Nachrichten u. dgl., sowie im Kriege und als Arbeiter in der Münze beschäftigte, niemals aber Handwerksflaven zu fabrikmäßigem Betriebe gehalten zu haben scheint.

Dem armen Bürger blieb nun zwar, wenn er trotz der Concurrenz in Folge der Gewerbefreiheit und trotz des moralischen Druckes, der auf dem Banausen ruhte, sich zu handwerksmäßiger Thätigkeit entschließen konnte, die Möglichkeit sein Brod ehrlich zu verdienen, in den meisten Staaten offen, und mancher, der es auf das Naserümpfen seiner Mitbürger ankommen lassen wollte oder mußte, mag einen leidlichen Erwerb gehabt haben, zumal da freie Arbeit in der Regel besser ist als Sklavenarbeit, der besonders, wenn sie fabrikmäßig betrieben wird, feinere Geschicklichkeit und Erfindsamkeit, sowie Eifer und Interesse zunächst abgibt. Einem fleißigen Manne gelang es wol zuweilen, nachdem er einige Zeit als Handwerker selbst thätig gewesen, sich so weit emporzuarbeiten, daß er in seiner Werkstätte Sklaven beschäftigen und von jetzt an seine Zeit dem Staatswohle widmen konnte. Allein im Allgemeinen werden solche Fälle nicht häufige Ausnahmen gebildet haben, und auch da war, wie aus dem Obigen erhellt, wol erst der Sohn oder Enkel eines solchen Emporkömmlings vor den pikanten Wigen der Komödie sicher. Vielmehr scheinen die freien Bürger, die ein Handwerk betrieben, den Unfreien immer näher getreten zu sein und das Proletariat in erschreckender Weise verstärkt zu haben, bis Antipater nach der Schlacht bei Krannon von den einundzwanzigtausend athenischen Bürgern zwölftausend, die das erforderliche Minimum von zwei-

Grenzboten IV. 1860. 13

tausend Drachmen (500 Thaler) nicht besaßen, des Vollbürgerrechts für verlustig erklärte.

Was endlich die größere oder geringere Vollkommenheit der einzelnen Handwerke, wie sie zum Theil von Freien, zum bei weitem größern Theil aber von Halbfreien und Sklaven betrieben wurden, betrifft, so mag der Mangel des Kunstzwanges und die früh eingeführte Fabrikarbeit anfangs wol nachtheilig auf ihre Entwicklung eingewirkt haben. Die Güte der Waare, ihre Feinheit und Dauerhaftigkeit mag, da der ungebildete Sklave etwa von den Ufern des Don so gut wie der feingebildete Korinther ohne vorhergegangene Prüfung sich in der Bereitung von Thongefäßen versuchen durfte, wol manches zu wünschen übrig gelassen haben; doch mußte sich dieser Nachtheil bald ausgleichen, wenn man fand, daß für die korinthische Thonwaare ein viel besserer Absatz und ein weit höherer Preis erzielt wurde als für das rohe Nachwerk des ungeschickten Sarmaten. Doch der Sarmate richtete sich sehr bald ein, und es wird im Gegentheil das Zusammenarbeiten von Sklaven aus den verschiedensten Ländern, deren jeder oder doch sehr viele das Verfahren bei dem Handwerk in ihrer Heimath mit nach Hellas brachten, höchst vortheilhaft für die Ausbildung der Gewerbsthätigkeit gewesen sein. Es bewahrte vor Einseitigkeit und vor der Ansicht, die kunstmäßiger Betrieb zu fördern geneigt ist, daß, weil der Großvater dem Topfe diese Gestalt gegeben habe, der Enkel ihm nicht wol eine andre geben dürfe. Wir können überzeugt sein, daß zu Perikles Zeiten der Kerameikos in Athen bessere und geschmackvollere Arbeit lieferte als damals, wo Solon die Verhältnisse der Athener ordnete, und als der Phalereer Demetrius Gesetzmäßigkeit und Ordnung in dem öffentlichen und Privatleben der Weltstadt wieder herzustellen suchte, hatten die Erzeugnisse des athenischen Topfmarkts ohne Zweifel einen noch höhern Grad von Trefflichkeit erlangt.

So ist es auch gekommen, daß trotz der an und für sich meist schlechten Sklavenarbeit und der minder feinen Erzeugnisse des Fabrikbetriebs, welche Nachtheile indeß der kundige Grieche mit glücklichem Geschick zu beseitigen und zu Vortheilen umzukehren wußte, fast jedes hellenische Land in dem einen oder andern Gewerbe Vorzügliches leistete. Es kann natürlich nicht unsre Absicht sein, sämtliche Handwerke, wie sie der Grammatiker Pollux uns verzeichnet hat, hier in Betracht zu ziehn. Wir heben nur Einiges von besonderm Interesse hervor.

Daß die athenische Töpferwaare sehr geschätzt wurde, ist soeben bemerkt worden; thönerne Gefäße, vermuthlich mit dem Bilde einer Gule als Kennzeichen versehen, um die Echtheit zu constatiren, wie der blaue Adler des berliner Fabricats und die gekreuzten Schwerter der noch höher geachteten Waare Meißens, bildeten einen sehr bedeutenden Ausfuhrartikel des attischen Handels. Ihre geschmackvolle Form und kunstreiche Verzierung mit allerhand Figuren wurde besonders gerühmt. Dennoch fanden die athenischen Töpfer an den

Samiern nicht zu mißachtende Concurrenten: die Vasa Samia empfahlen sich ebenfalls durch schöne Form und reiches Bildwerk. Auch Korinth, wo der Sikyonier Dibutades die Töpferscheibe erfunden haben soll, die gewerbfleißige Insel Megina, Sikyon, Knidos und mehrere sicilische und unteritalische Städte lieferten vortreffliche Erzeugnisse der Thonbildnerei. Selbst Lakonien blieb hierin nicht zurück. Berühmt waren die Becher, die man dorthier bezog, wie denn überhaupt die Perióken, in deren Familien gewisse Handwerke erblich gewesen zu sein scheinen, obschon auch hier schwerlich an Zünftrigkeit zu denken ist, durch betriebsame Gewerbsthätigkeit sich auszeichneten: Wagen, Waffen, Schuhzeug, Mäntel und andre lakonische Fabricate waren auch im Auslande wegen ihrer Güte beliebt. Ebenso thaten sich in den höhern Künsten der Toreutik und Erzgießerei manche unter ihnen so hervor, daß die Kunstgeschichte ihre Namen erhalten hat; denn daß Chartas, Syadras, Dontas und andre Holzschnneider oder Erzbildner nicht Spartiaten gewesen sein können, wie sogar alte Schriftsteller gemeint haben, versteht sich von selbst.

Mutterstadt der Metallarbeiten war Sikyon. Aber auch die Korinther lieferten vortreffliche Gefäße aus dem nach ihrer Stadt benannten Erze, zu dem die Materialien in den benachbarten Bezirken von Argolis zu Tage gefördert wurden. Nicht minder berühmt durch die Fertigung eherner Geräthschaften war Delos. Leuchter, Spangen und andre Metallwaare erhielt man aus Megina, Kessel und Schilde von den Argivern. Die Waffenschmiede Athens, zu denen auch Demosthenes wenigstens als Fabrikherr zu zählen ist, mögen kundige Meister gewesen sein: eines besondern Rufes unter ihnen genossen die Panzerschmiede. Die Schwerter, die auf der Insel Cuböa gefertigt wurden, waren gesuchte Artikel, gleicherweise die Schilde und Helme böotischer, die Wurfspeie ätolischer, die Schleudern akarnanischer, die Bogen kretischer Werkmeister. Daß Gold- und Silberschmiede, sowie Juweliere im Alterthum womöglich noch mehr in Anspruch genommen wurden als in der modernen Welt, da eine viel größere Quantität edeln Metalles theils für die Heiligthümer der Götter, theils zum Privatgebrauch Einzelner verarbeitet werden mochte, ist sehr wahrscheinlich; welche Bedeutung die Genossen dieses löblichen Handwerks in Ephesus erlangt hatten, ist allbekannt.

Als Wagner und Stellmacher werden uns Böotier und Sicilier genannt: man unterschied den sicilischen Maulthierwagen von dem einfachen thebanischen. Für Lederzubereitung hat Attika classischen Ruf erlangt. Einen thessalischen Hut trägt die sophokleische Ismene, und der Scholiast bemerkt zu dieser Stelle, daß derartige Kopfbedeckungen in jenem Lande von vorzüglicher Güte gefertigt worden seien.

Wir könnten noch vieles Treffliche anführen, wovon wir durch meist zufällige Notizen alter Schriftsteller Kunde erhalten haben. Wir könnten von

den milesischen Zeugen reden, aus denen noch die spätern Römer sich fleidsame Gewänder fertigen ließen, von den samischen und korinthischen Teppichen, von den megarischen Mänteln oder dem amykläischen und sithonischen Schuhwerk. Selbst über das ehrsame Schneiderhandwerk in Athen sind uns Berichte zugekommen, sowie über die Bäcker von Athen, Samos und Cypern. Daß wir über die wichtige Thätigkeit der Köche, unter denen die elischen und sicilischen den ersten Rang einnahmen, genau unterrichtet sind, darf uns nicht Wunder nehmen, da selbst Philosophen diese Kunst durch gastrologische Schriften zu fördern suchten. Die wissenschaftliche Kochkunst erhöhte das Selbstgefühl der ausübenden Meister. Allein es bedarf dieser einzelnen Anführungen wenig. Von einigen Handwerken, wie von dem der Steinmengen, haben wir noch die sichersten Zeugnisse, bis zu welchem Grade der Vollkommenheit sie gediehen sein müssen, in den bewunderten Bauwerken des griechischen Alterthums; andere hingegen, wie etwa die Bereitung von Salben oder auch das ehrsame Barbierhandwerk können uns hier wenig interessiren. Jedenfalls leisteten auch sie in ihrer Art Vorzügliches, und die Barbierläden waren obendrein wie die Werkstätten mancher andern Banaußen der Versammlungsort von Neugierigen, Faulenzern und jungen Roués aus vornehmen Familien, die hier über Tagesneuigkeiten plauderten, sich an der *chronique scandaleuse* erbauten oder mit Philosophen über die höchsten Probleme des Wissens oder der Moral disputirten. Die Bedeutung dieser Läden oder Werkstätten als Leschen würden mehr in einer Sittengeschichte des Alterthums am Plage sein.

Wie groß aber auch die Vorzüglichkeit der Erzeugnisse banaußer Thätigkeit sein mochte, sie verschaffte den Schöpfern dieses Vorzüglichen, den Handwerkern, nirgends höhere Achtung oder Geltung in der bürgerlichen Gesellschaft. Etwas andres natürlich war es, sobald künstlerische Gestaltung an die Stelle handwerksmäßiger Production trat, obschon auch in diesem Falle, zumal wenn die Kunst auf Erwerb ausging, bis in die letzten Zeiten des Griechenthums zwischen Künstler und Banaußen häufig nur ein geringer Unterschied gemacht wurde. Ein freier geachteter Handwerkerstand als solcher hat also unter den Hellenen nie bestanden, wenn auch in Zeiten, wo das Bürgerthum entwerthet war und die Noth zur Arbeit zwang, viele sogenannte Bürger sich zu banaußer Thätigkeit verstanden. Was zu den Zeiten des peloponnesischen Krieges galt, das galt noch immer, das galt vielleicht erst recht kurz vor dem Versinken Griechenlands in Pedanterie oder Barbarei. Wenn aber jemand sich auf die Stelle in dem Epitaphios des Perikles berufen wollte, wo dieser große Staatsmann sagt, daß in Athen nicht das Bekennniß der Armuth für schimpflich gelte, wol aber, wenn man der Dürftigkeit durch Arbeit nicht zu entgehn suche, so kann diese Berufung den Sprechenden Thatsachen gegenüber nichts beweisen, um so weniger da sie sich auf eine Leichenrede stützt. Daß mit einer

niedern Beschäftigung auch eine niedere Gesinnung verbunden sei, blieb Glaubenssatz des hellenischen Volkes, den sich auch die hellenische Welt nur zu sehr angeeignet zu haben scheint.

Ein Schriftsteller des zweiten Jahrhunderts nach Christi Geburt gibt uns an seiner eignen Person ein bemerkenswerthes Beispiel. Ein junger Mann von geringer Herkunft, weder athenischer Bürger noch Spartiat, auch nicht in Hellas geboren, sondern fern an den Ufern des Euphrat in Samosata, vermuthlich nicht einmal von griechischer Abstammung, wird von seinen Freunden veranlaßt, das in der Familie heimische Gewerbe eines Bildhauers, vielleicht auch nur eines Steinmegens zu ergreifen. Der Jüngling aber fühlt einen ganz andern Beruf in sich, und in der Aufregung, in welche er geräth bei dem Zwiespalte zwischen kindlichem Gehorsam und höherer Pflicht, erscheint ihm ein Traumbild. Es tritt die Bildhauerkunst auf in einer schmutzigen Gewandung, mit Marmorstaub bedeckt und mit Schwielen an den Händen. Sie verspricht ein reichliches Auskommen und einen starken Körper und erinnert an den Ruhm des Phidias, Polyklet und anderer Meister. Ihr folgt die höhere Bildung oder Wissenschaft auf dem Fuße, welche dem Jüngling, der ihr längst schon geneigt ist, mit gar wenig Bescheidenheit zu Gemüthe führt, wie er als Bildhauer immer nur ein Handwerker, ruhmlos, einer aus dem großen Haufen, kurz ein Mensch von gemeiner Gesinnung sein werde. Selbst wenn er als ein zweiter Phidias oder Polyklet Staunenswerthes schaffen sollte, so werde zwar jeder seine Kunst bewundern, aber kein Vernünftiger wünschen an seiner Stelle zu sein. Denn wie geschickt er auch sein möge, er werde immer nur ein Lohnarbeiter, ein Banause sein.

Daß Lucian — denn er war dieser Jüngling — sich für die Nachfolge der höhern Bildung entschied und größere Ehre darin suchte, die Thorheiten seiner Zeit zu verspotten als in einer Erwerbsthätigkeit, die der damaligen Zeit für gemein galt, ist bekannt. Er mochte es mit Recht thun, denn er hatte in der That einen höhern Beruf. Aber Tausende, die diesen Beruf nicht hatten, dachten wie er und hörten nicht eher auf durch Flucht vor der Arbeit und in Folge davon durch Trägheit, durch Narrheit und durch wirkliche Gemeinheit der Gesinnung den hellenischen Namen zu schänden als bis die Barbaren Marichs mit der griechischen Kultur auch die Gemeinheit Griechenlands niedertraten und der Sultan der Osmanen endlich den Verkommenen die letzte Schmach anthat durch die Erhöhung des Halbmonds in der letzten Metropole des Griechenthums.

Der Entwicklungsproceß des griechischen Volksthums, wie wir ihn im Vorhergehenden darzustellen versucht haben, zeigt uns zwei eigenthümliche Erscheinungen, die wir in gleich scharf hervortretenden Zügen bei keinem Volke älterer oder neuerer Zeit finden. Einmal nämlich ist die Schnelligkeit, wir

möchten fast sagen Hast, mit welcher sich die staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse des hellenischen Volkes oder vielmehr der einzelnen Völkerschaften bilden und vollenden, ein auffälliger Zug in der Geschichte nationalen Lebens, sodann aber gewahren wir fast durchgängig einen Mangel an Stetigkeit, eine nachträgliche Opposition gegen das rasch und leicht Erreichte, überhaupt einen Widerspruch zwischen Theorie und Praxis, der das begabteste Volk des Alterthums zu einem ruhigen und dauernden Genuße des Erreichten nicht gelangen läßt. Die Spartaner allein machen, wenigstens in früherer Zeit, hiervon eine Ausnahme: bei ihnen entwickelte sich, begünstigt durch die Natur der unterworfenen fruchtbaren und den Bedürfnissen eines einfachen Lebens genügenden Landschaften, Lakonien und Messenien, der Charakter des dorischen Stammes in einer Reinheit, die man nicht mit Unrecht Einseitigkeit genannt hat, und diese spartanische Amathie, wie sehr sie auch den regstamen Korinthern Grund zum Mißbehagen gab (man vergleiche Thucyd. 1, 68), wirkte in der That als wohlthätiges Bleigewicht auf die geniale, aber maßlose Vielseitigkeit, die in Athen gipfelte und ohne diese Einwirkung ein Aufhören der griechischen Selbständigkeit vermuthlich noch früher herbeigeführt haben würde. Thucydides läßt den Kleon in dieser Beziehung ein sehr wahres Wort sprechen (Buch 3, 37), wenn es auch den gewaltthätigen Demagogen zunächst am schärfsten trifft. Allein selbst der scheinbar dauerhafte Bau der bedächtigen peloponnesischen Großmacht konnte den nothwendigen Verlauf der Dinge nur um ein Weniges aufhalten oder alteriren; die rasche Beweglichkeit des griechischen Nationalcharacters überwand seit Xysander allmählig die stabile Schwerfälligkeit der Lacedämonier: durch die Iyrgische Gesetzgebung war ebenso wenig wie durch die Verfassungen der übrigen griechischen Republiken eine solide staatliche Grundlage gegeben.

Daher der Umstand, daß Griechenland kaum zwei Jahrhunderte lang eine Stellung einnimmt, in welcher es durch ein großes selbständiges Handeln wesentlich in den Gang der Weltereignisse eingreift. Die Aufgabe des griechischen Volkes war weder eine politische, noch in der Hauptsache eine sociale: zu beiden fehlte den Hellenen die Basis. Schon die klimatischen und Bodenverhältnisse des Landes, das sie zunächst inne hatten, waren einer großen compacten Machtentfaltung durchaus ungünstig und bedingten gegenseitige Abschließung nach Innen neben unablässiger Erweiterung nach Außen, wodurch wir abermals den Widerspruch erhalten zwischen der Prädestination zu einem fortwährenden Particularismus der einzelnen Stämme und dem centrifugalen Drange nach universaler Geltung, welcher dem Griechen sogar die Heimath gleichgiltig werden ließ. Hauptfächlich aber ist die schroffe Scheidung zwischen Freien und Unfreien, zwischen Vollberechtigten und Rechtlosen, die sich allmählig aus dem Volkscharakter heraus entwickelte, und in

Folge davon das Nichtvorhandensein eines freien, starken und geachteten Mittelstandes, dessen Kraft auf der Arbeit beruhte, als der Grund anzusehn, weshalb der griechische Geist zu einer gedeihlichen und maßgebenden Wirksamkeit in socialen Fragen unfähig, dagegen auf eine Lösung der ästhetischen Aufgabe des Menschengeschlechts hingewiesen und zu dieser ganz besonders befähigt war. Wir haben schon früher bemerkt, wie die Idee der Kalokagathie den leitenden Grundgedanken für die Bestrebungen des Hellenenthums bildete.

Wesentlich verschieden hiervon treten uns sogleich in ihren Anfängen die Bestrebungen des italienischen Schwestervolkes entgegen, welche zu ihrem Mittelpunkte die Rechtsidee haben. Die Richtung des Nationalcharakters ist hier eine centripetale: selbst als zur Zeit des zweiten punischen Krieges die Römer anfangen, ihre Macht über die Grenzen Italiens hinaus zu erweitern, ja noch als ein halbes Jahrtausend später an den Ufern des Euphrat wie an denen der Donau und am Isthmus zwischen Clyde und Forth von römischen Tribunalen herab römisches Recht gesprochen wurde, da war Rom das Centrum, wo alle Strahlen der Macht, des Gewinnes und des Glanzes convergirten. Selbst der Name Italiens ging unter in dem Alles verzehrenden, glorreichen Namen Roms, und erst Konstantin der Große brach durch Verlegung der kaiserlichen Residenz nach Byzanz das centripetale Princip und erleichterte dadurch die Auflösung des Weltreichs.

Ein Staat, der einer so großen Machtentfaltung fähig war wie der römische, der trotz aller Entwicklung seiner Kraft nach Außen doch nur in langsamer ruhiger Stetigkeit vorwärts schritt und dabei stets in seinen Mittelpunkt zurückging, ein solcher Staat, sollte man meinen, müßte auf einer Grundlage beruht haben, welche die Frucht harter Arbeit, unermüdetlicher Ausdauer und weißer Mäßigung war. Und in der That mag es ein harter Kampf gewesen sein, den die alten patricischen Geschlechter um die Selbständigkeit und Gleichberechtigung ihrer Stadt mit den übrigen latinischen Städten gekämpft haben. Sauer wird es den Plebejern geworden sein bei ihrem Ringen mit dem alten Adel, als sie unverdrossen den fast zweihundertjährigen Rechtsstreit stritten und nicht eher davon ließen als bis das Licinische Gesetz die Vorrechte der Aristokratie gebrochen hatte. Mühevoll war die Unterwerfung Italiens, mühevoll der große Kampf mit Karthago, mühevoll endlich die Besiegung der celtischen Völker und das Zurückdrängen der germanischen und pannonischen Nachbarn. Und als der Ehrgeiz über Blut und Gewalt, über Rechtsbruch und Verrath hinwegschreitend sich den Weg bahnte vom curulischen Stuhle zum Kaiserthrone, da erlagen Tausende von Bürgern den Anstrengungen, zu denen das angestammte Rechtsgefühl oder der Glaube an die Nothwendigkeit einer neuen Ordnung der Dinge sie begeisterte. Die Macht Roms beruhte

allerdings auf einer soliden staatlichen Grundlage, wie sie für Griechenland nicht vorhanden war, und diese Grundlage hatte sich gebildet durch die Richtung der Nation auf eine angestrenzte Arbeitsthätigkeit und durch die Achtung vor der Arbeit.

Allein wir müssen diesen Satz sofort einschränken durch die Bemerkung, daß nicht alle und jede Beschäftigung mit den Verrichtungen des täglichen Lebens dem Volksscharakter der Römer entsprach und ihre Achtung genoß. Aehnlich den dorischen Bewohnern des südlichen Peloponnes, mit welchen die Italiker überhaupt wol nahe verwandt waren, hatten die Römer ihr Staatswesen auf einer Unterlage erbaut, welche stets eine nothwendige Bedingung jeder großen Machtentwicklung gewesen ist. Aus dem Grundbesitz erwuchs ihnen, wie den Lacedämoniern ihre nationale Größe und Bedeutung: Viehzucht und besonders Ackerbau bildeten für Rom wie für Sparta die vorherrschenden Lebensrichtungen, nur mit dem Unterschiede, daß der stolze Spartiat den Heloten zur Bestellung seiner Aecker zwang, selbst aber zur Vertheidigung seines Besitzthums ausschließlich dem Waffenhandwerk oblag, der ebenso stolze Patricier Roms hingegen es nicht unter seiner Würde hielt, in dürftigem Gewand hinter den Stieren einherzugehn, bis die eilende Gattin dem fleißigen Arbeiter die Toga reichte und der Victor den Pflug nach Hause geleitete, den der Dictator in der Furche gelassen, als ihn die Botschaft seines Volkes berief, die Pflugschar mit dem Schwerte zu vertauschen. Auch steht Quinctius Cincinnatus nicht allein da: Cajus Fabricius, Curius Dentatus, Marcus Valerius Corvus und Andre werden neben ihm als thätige Landwirthe genannt, welche den Boden der Saturnia Terra mit eigner Hand bestellten, nicht unähnlich den griechischen Königen und Fürstensöhnen der Heroenzeit.

Die Beschäftigung mit diesen ländlichen Verrichtungen scheint das Interesse der alten Römer in so hohem Grade absorhirt zu haben, daß sie von ihrem Landgute wol meist nur zu den Senatssitzungen in die Stadt kamen oder wenn der Staat sonst ihres Rathes, ihrer Stimme oder ihrer Hilfe bedurfte. Die großen und die kleinen Grundbesitzer, mochten sie nun selbst als Ackerbauer und Hirten thätig sein oder nur die Bestellung der Felder und des Viehes leiten und beaufsichtigen, waren ehrenwerthe und würdige Arbeiter, nicht Banansen im Sinne der Griechen. Ihre Bedürfnisse waren ohne Zweifel gering und einfach: die Ackergeräthschaften werden sich die Landleute zum größten Theil wol selbst verfertigt haben, für die Bekleidung sorgte die Hausfrau durch fleißiges Spinnen und Weben, und auch die Bereitung des Brodes war ihre Aufgabe. Die Stätte, wo man sich zum gemeinsamen Familienmahle versammelte oder nach vollbrachter Arbeit sich zur Ruhe legte, war sicherlich auch nicht von so schwieriger Construction, daß es dazu kundiger Baumeister und eines zunftgerechten Maurerhandwerks bedurft hätte: das

Familienoberhaupt entwarf den Plan und nahm wol selbst das Richtscheit und die Kelle zur Hand, Söhne, Klienten und Sklaven besorgten den übrigen Bau. Wessen man sonst benöthigt war und wozu die mäßige Erfindungsgabe des Ackerbauers nicht ausreichte, das lieferten die des Grundbesitzes ermangelnden, auf ihrer Hände Arbeit und den täglichen Verdienst angewiesenen dürftigen Bewohner Roms, deren Zahl indes anfänglich nur gering gewesen sein wird, und was endlich eine complicirte Kunstfertigkeit verlangte, das bezog man aus den benachbarten, in der Cultur schon weiter vorgeschrittenen Ländern, mit denen Rom bereits seit den ältesten Zeiten in einem nicht unbedeutenden Handelsverkehr gestanden zu haben scheint.

Ein Bild aus Irland.

Unter dem Titel „die Insel der Heiligen“ ist soeben (Berlin, 1860, Verlag von Otto Janke) ein neues Reisebuch von Julius Rodenberg erschienen, welches die Beobachtungen und Erlebnisse einer Tour durch Irland mittheilt und manche recht ansprechende Partien erhält. Wir werden zuerst zu alten Freunden in Wales geführt, die der Verfasser uns in einem frühern Werke schilderte, dann nach Dublin hinüber, auf die Wicklow-Berge, nach den Seen von Killarney im „Paradies von Irland“, hierauf nach Limerick und in die Shannongegend, nach Galway und der Seeküste, nach Connamara und in den „wilden Westen“, endlich nach dem protestantischen Norden und Belfast. Scheint es bisweilen, als habe die Dichtung der Wahrheit ein wenig nachhelfen müssen, ist das eine und das andre Abenteuer, diese und jene Bekanntschaft in einer Weise ausgesponnen, die an die Novelle erinnert (wir denken namentlich an das ganze Kapitel, das an den Killarney-Seen spielt), so erhalten wir doch auch viele dankenswerthe Bilder aus der Wirklichkeit. Der Verfasser sieht gut und versteht lebendig zu schildern, sowol die Landschaften als das Volk, dessen Sitten und Zustände. Er hat mancherlei Studien gemacht und seine Urtheile über die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse in den von ihm besuchten Gegenden sind durchweg verständig.

Indem wir im Folgenden eine Probe seiner Art zu schildern geben, wählen wir einige Bilder aus dem Bereich, welches uns am heutigen Irland am

Grenzboten IV. 1860.